

U

nterhaltende Blätter

Monatliche Freibeilage des
Wiesbadener Tagblatts



19. Jahrgang 1919.

Nr. 4.

Budelmanns Gehilfe.

Von Wilhelm Scharrelmann.

(Nachdruck verboten.)

Budelmanns in der Pichbalge haben einen Gehilfen gekriegt. Er nimmt keinen Lohn, fordert nicht einmal einen Dank. Er begnügt sich mit dem Essen, das man ihm überläßt, und oft genug ist er des Abends, wenn er seine Arbeit getan hat, mit einer Handvoll trockener Brotkrinde und einem Trunk Wasser zufrieden. Es kann keinen bescheideneren, fleißigeren und friedlicheren Gesellen geben als ihn. Er hätte Packan heißen können, denn wirklich, er weiß seine Arbeit anzupacken. Aber Budelmanns haben ihn Mohr getauft.

Den ganzen lieben langen Tag, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, läuft er unverdrossen in einem Trettrabe, das der Tischler nach Feierabend zurechtgeklütert hat und mit dem er eine Kreissäge treibt.

Eigentlich müßte man ja'n Kraftanschluß dafür haben, aber so'n Hund ist billiger! pflegt Budelmann zu sagen, wenn er jemand seine „Anlage“ zeigt.

Seitdem der Hund in seinem Rade läuft, bringt's mit der Arbeit noch mal so viel als sonst, und die Kreissäge schnurrt, wie wenn ein Motor sie triebe. Sie kreischt zuweilen ordentlich auf, wenn ihr die Bretter vorgelegt werden, als freue sie sich, und frist sich hindurch, als wenn's Papierstücke wären. Der Tischler hat nämlich einen Auftrag auf ein Ladenregal. Wenn er das mit der Handsäge schneiden müßte, könnte er sich Tag und Nacht quälen, ohne auf seinen Taglohn zu kommen. Es ist aber auch, als wenn der Hund draußen in seiner Trommel wüßte, daß es dabei auf ihn ankommt. Er ist ausdauernd wie ein Renntier und so unermüdet, als sei in ihm das Perpetuum mobile erfunden. Die Zunge hängt ihm lang aus dem Maule und er leucht vor Eifer, als heße er einen Hasen. Aber er hält nicht ein, und wenn der Tischler die Säge zum Stehen bringen will, muß er schon die Kuppelung loswerfen, der Hund ist nicht so leicht zum Stehen zu bringen.

Die ganze Familie bewundert ihn, staunt seine Leistungen an und ist von seinem Lobe zum Überfließen voll.

„Deubel noch mal, ja!“ sagt Budelmann, wenn er von dem Hunde spricht, und dieses Deubel noch mal! ist die höchste Anerkennung, die Budelmann zu vergeben hat.

Jeder im Hause sorgt für den Hund wie für etwas Unerseßliches. Die Kinder sparen sich die Brotkrinde vom Munde ab, und der Tischler geht nach Feierabend öfter als einmal in den Ohlmeyersgang zum Pferdeschlächter und holt ein paar Knochen für den Hund. Natürlich nimmt die ganze Pichbalge an den Leistungen des Hundes teil, erkundigt sich nach ihm, schaut über die niedrige Planke in den Hof, wo der Mohr in seinem Rade läuft, und Trina Websch schießt regelmäßig mittags ihren Suppenknochen — für den Mohr!

Wenn er dann des Abends den Knochen ausgeliefert bekommt — vorher ist keine Zeit dafür — sitzen alle im Kreise herum und lauschen auf die Arbeit seiner Kinnladen, unter denen der Knochen wie Glas zerpsplittert.

„Den Deubel auch, hat der Zähne!“ sagt der Tischler dann im Tone der höchsten Bewunderung und klopft dem Hunde das schwarze Fell.

Es ist ein großes kräftiges Tier, der Mohr, ein Bastard von einem Neufundländer, wie es scheint. Sein langhaariges schwarzes Fell ist weich und glänzend, und der Behang ist ein wenig gelockt. Die Kinder tun ja nichts lieber, als ihm das schwarze Fell zu streicheln und ihm zärtlich die Locken zu krauen. Wenn der Hund aber nach seiner Gewohnheit zuweilen dem Tischler die Schnauze auf die Knie legt, nimmt der den Kopf des Tieres zwischen seine verarbeiteten Hände, blickt ihm ernsthaft wie einem Menschen ins Auge, nickt ihm zu und sagt lächelnd und doch mit heimlichem Seufzen: „Der Mohr und ich — wir beide — ja, ja!“

Angstlich wacht man darüber, daß Mohr sich nicht allein von Hause entfernt. Es ist nicht die Sorge, daß er entlaufen könnte, es kann keine treuere Hundeseele geben als ihn. Aber er ist die Stadt nicht gewohnt.

Er ist auf dem Lande groß geworden, draußen, weit von der Großstadt, in einer verräucherten Heidekate. Der Corfbauer, der ihn aufgezogen hat, ist ein Verwandter des Tischlers. Bei seinem letzten Besuche hat er das Tier mitgebracht und dem Schwager zum Geschenk gemacht.

„Mein Gott!“ sagte Frau Budelmann, „noch 'n Freßer mehr?“

Heute weiß sie, was die Familie an dem Hunde hat. In der ersten Zeit schlief „das Vieh“, wie sie das Tier nannte, unten in der Werkstätte auf den Hobelspänen, die man ihm in einer Ecke zusammengesetzt hatte. Aber der Rudi gab keine Ruhe, bis er es durchgeseht hatte und der Hund vor seinem Bette, oben in der Dachkammer, schlafen durfte. Zwei Betten stehen da und in jedem schlafen zwei Kinder. Zwischen den Betten aber schläft der Hund. Vor dem Einschlafen lockt ihn bald das eine, bald das andere. Geduldig geht er von einem Bett zum andern und läßt sich streicheln. Dann streckt er sich für die Nacht auf den harten Dielen aus, drückt die Schnauze auf die Vorderpfoten und schnauft, als ließe er die Arbeit des Tages noch einmal an sich vorüberziehen, und dieses Schnaufen klingt, wie wenn ein Mensch aus dem Tiefsten seufzte. Selbst im Traum läuft er zuweilen noch in seinem Rade. Man kann es an dem Zucken seiner Beine sehen, wenn er sich auf die Seite gewälzt hat und ausgestreckt liegt und wie ein junger Arbeiter die Bewegung im Traume wiederholt, die er am Tage ein über das andere Mal ausführen mußte.

Aber am Morgen ist er wach, sobald er nur jemand im Hause hört. Schweifwedelnd folgt er dem Tischler in seine

Werkstätte, schlüpft im Hofe in seine Treitmühle, beginnt seine Tagesarbeit von neuem und läßt die Säge schnurren. Das ist das Zeichen für den Tischler, anzufangen. Er schiebt das Holz vor die Schneide, die so blank ist, daß sie gleißt und stimmert, und ruft mehr sich als dem Hunde ermunternd zu: „Der Mohr und ich — ja, ja — wir beide!“

Eines Tages bekommt Budelmann Besuch in der Werkstätte. Der Pferdeschlächter aus dem Ohlmeyersgang ist da, ein langer, sehniger und hagerer Mensch. Vorsichtig steigt er die niedrige Treppe, die in den Keller führt, hinunter, damit er sich nicht stößt. Mit ebenso vorsichtigen Schritten tappt er unten über den dunklen Gang zur Tür in die Werkstätte. Überrascht schaut der Tischler auf, als er das unraffierte Gesicht mit den gelben Bartstoppeln und der großen roten Stippe an der Nase zur Tür hereinsteckt.

Es ist nichts von Belang. Budelmann soll sich nicht stören lassen. Er will nur ein paar Latten zugeschnitten haben für die Heuraufen im Pferdestall. Der Braune, der alte Satan, den er neulich wieder verkauft hat — zum Schlachten war er wirklich noch zu schade — hat ihm die ganze Heuraufe kaputtgebissen. So was muß ja doch zuletzt wieder in Ordnung.

Da sieht er die neue Einrichtung. Der Tischler muß alles bis ins kleinste erklären, und dabei bekommt der Schlächter auch den Mohr zu sehen.

„Donnerwetter“, sagt er, „den Hund kannst du sehen lassen!“

„Meinst du?“ schmunzelt Budelmann und sieht mit strahlenden Augen auf seinen Mohr.

Nur widerwillig und knurrend läßt sich der von dem Fremden das Fell streicheln.

„Weißte, für den Hund wüßte ich dir 'n Liebhaber!“

„Bin aber nicht verlegen darum“, lacht der Tischler.

„Der den Hund gut bezahlt, sag' ich dir! Was willst du für das Tier haben?“

Jetzt lacht der Tischler laut auf.

„Der Hund ist nicht zu haben, Heinrich.“

„Na, forder' doch mal.“

„Dummheiten“, sagt der Tischler, „hat ja keinen Zweck.“

„Aber bieten darf man doch?“

„Wenn's dir Spaß macht —“

„Sehn Mark biet' ich.“

„Anfimm“, sagt der Tischler, „ich verkaufe den Hund nicht.“

„Fünfzehn Mark! Es ist bloß, weil ich das Tier nu mal gern in der Farbe mag.“

Der Tischler schüttelt den Kopf. Aber er ist um einen Schatten bleicher geworden.

„Besinn' dich!“ fängt der Pferdeschlächter von neuem an. „Gott verdamme mich, ich habe gut geboten!“

„Biet' du, was du willst!“ lacht der Tischler, aber man merkt, daß ihm beklommener ist, als er scheinen möchte.

„Weißt du, grad so 'nen Hund könnt' ich gut brauchen! Und das gute Futter, das er bei mir kriegt! Es ist ja sündhaft, aber — weil du's bist, Gottlieb — fünf und zwanzig Mark! So, nun sag' ich kein Wort mehr!“

Der Tischler wird nachdenklich. Fünf und zwanzig Mark sind eine Hand voll Geld, das man so ohne weiteres nicht zurückweist. Vielleicht kann er für weniger einen andern Hund kriegen, der dieselbe Arbeit tut wie der Mohr? Aber er kann sich von dem Tier nicht trennen, so wie ihm das nun mal ans Herz gewachsen ist.

„Zum Deubel noch mal“, flucht er endlich wütend, aus seinen Gedanken auffahrend, „ich sag' dir ja, ich verkauf' den Hund nicht.“

„Na“, sagt der Pferdeschlächter, ärgerlich, nicht zum Ziel kommen zu können, „du mußt ja wissen, was du willst. Aber wenn das Tier nu krank wird, he? Wenn er dir verreckt, was dann? Ich hatt' mal 'nen schönen Bernharden, 'n Prachtthier! Na, denk' ich, 'n Hund wie der! Jawohl! Proßt Mahlzeit! Keine vierzehn Tage habe ich ihn gehabt! da war er kaputt! — Aber ich sag' nichts mehr dazu. Behalt' du deinen Hund — ich behalt' mein Geld! Überhaupt schon zu viel, was ich dir geboten hab'!“

Langsam steigt er die Kellertreppe hinauf, tut, als ob er wirklich gehen wollte.

Der Tischler weiß nicht, was er tun soll. Ein schönes Geld — aber, Deubel noch mal, so schwer ist ihm lange nicht geworden.

Da hört er den Pferdeschlächter wieder umkehren.

„Weißt du“, sagt der und steckt den Kopf wieder in die Werkstätte, „ich will noch fünf Mark drauflegen! Dreißig Mark! So — das ist nu mein letztes Wort!“

Der Tischler seufzt, dreht sich um, setzt den einen Fuß auf seinen Schemel und starrt zu dem niedrigen Fenster hinaus.

„Weiß Gott“, sagt er nach einer Pause, „ich kann nicht.“

„Mußt du wissen. An mir liegt die Schuld nicht, wenn du nicht willst. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Das sag' ich dir, Freund — und nun wird seine Stimme mit einem Male leise, beinahe zärtlich: „Wenn du mal wieder in der Patsche sitzt — bild' dir nicht ein, daß ich wieder 'n ganzen Winter auf Borg gebe!“

Budelmann zuckt zusammen. Hastig und verwirrt fährt er auf. „Nu, sei nich böse, Heinrich. Aber den Hund — siehst du —“

„Noch 'n Daler!“ schreit der Köhlschlächter und schlägt mit der Faust auf die Hobelbank. „Weiter geh' ich nicht. Keinen Schritt! Nu mach', was du willst!“

Drei und dreißig Mark! Deubel noch mal! Das ist keine Kleinigkeit!

„Nimm ihn mit!“ stößt er heraus.

Der Schlächter zählt das Geld, heimlich aufatmend, auf die Hobelbank, tätschelt dem Hund den Kopf, bindet ihm einen Strick um den Hals und will gehen.

Aber der Köter will nicht mit.

Er sträubt sich, zerrt an dem Strick, winselt und klagt wie ein Kind.

Dem Tischler geht jeder Laut, den das Tier ausstößt, wie ein Messer durch die Brust.

Er dreht sich um, fängt an zu pfeifen, spielt den Unbefangenen, als merke er es nicht, wie sich das Tier wehrt. Er kann sich ja morgen 'n andern Hund besorgen und hat dann wenigstens zwanzig Mark rein verdient. Das ist doch keine Kleinigkeit! Und das Laufen draußen in der Trommel lernt schließlich 'n anderer auch.

Da kommt der Rudi in die Werkstatt.

„Mohr!“ lockt er schon auf der Treppe. „Mohr!“

Wild zerrt der Hund an dem Strick, der ihn hält, zerrt seinen neuen Besitzer mit an die Treppe.

Mit einem Blick begreift der Rudi, was vor sich gehen soll.

„Unser Mohr!“ schreit er. „Vatter, nein!“

„Und ich kann's auch nicht!“ stößt der Tischler da heraus.

„Und 's Tier geht auch nicht mit. Und 's hat keinen Zweck, ich sag's ja. Laß den Hund nur da!“

Damit wirft er das Geld wieder auf die Hobelbank. Wie Feuer hat's ihm gebrannt in der Tasche — als hätte er seinen besten Freund verraten.

„Was verkauft ist, ist verkauft!“ schreit der Pferdeschlächter wütend.

„Laß den Hund hier und nimm dein Geld wieder!“

„So?“ höhnt der Pferdeschlächter. „Ihr sitzt hier ja mächtig auf dem Geldsack! Weißt du auch, daß deine Frau noch an die fünfzig Mark Fleischschulden bei mir hat, he?“

Der Tischler wird noch um einen Schatten bleicher.

„Mag sein!“ preßt er heraus. „Aber den Hund behalt' ich.“

Der Köter hat sich hingelegt. Mit klugen Augen beobachtet er die streitenden Männer. Der Schlächter wird mit jeder Sekunde wütender. Ist das ein Handel? Das ist ja gerade, als wenn ihn der Stuhlschuster da zum Narren gehabt hat!

„Und wenn du nicht zum Ersten zahlst, lasse ich dich pfänden!“ schreit er wütend.

„Tu, was du nicht lassen kannst!“ entgegnet der Tischler, der wieder ganz ruhig geworden ist, und greift nach seinem Hobel, zum Zeichen, daß es nichts mehr für ihn zu reden gibt.

Der Schlächter geht. Er schlägt die Kellertür hinter sich zu, als hätte der Tischler nicht schon Arbeit genug und müsse noch was zu slieden kriegen.

Dem ist ein Stein vom Herzen, wie er ihn endlich draußen weiß.

Langsam tappt er nach oben. Die ganze Familie ist in Aufregung. Alle wissen bereits, um was es sich gehandelt hat. Kein Wunder bei dem Lärm, den der Pferdeschlächter machte.

„Mit der Klage besinnt er sich noch“, tröstet den Tischler seine Frau. „Und wenn's nicht anders ist — am Ende bringen wir das Geld auch noch zusammen, nu 's so viel figer geht mit der Arbeit, nicht?“

Der Tischler nickt seinem Weibe zu. „Wollen sehen“, sagt er. „Das erste, was wir über haben, bringe ich ihm rüber, dem Gieru, dem.“

Auf den Mohr aber blicken alle voll Bewunderung und Stolz. Zu der Liebe, die alle zu ihm empfinden, ist noch etwas hinzugekommen: Man kann jetzt jedem beweisen, wie

wertvoll das Tier ist! Es läßt sich jetzt in Ziffern ausdrücken und in Geld auszahlen! Dreiunddreißig Mark! Bubelmanns in der Pichbalge haben einen Hund — und der ist dreiunddreißig Mark wert! Der Pferdeschlächter am Ohlmeyersgang hat selbst soviel dafür geboten.

Alle sind von seinem Lobe voll, und alle Hände fahren ihm nacheinander lieblosend über das Fell.

Der Hund aber liegt den ganzen Abend da, hat die Schnauze auf die Pfote gedrückt und läßt kein Auge von dem Tischler.

„Als wenn so'n Vieh Verstand davon hätt!“ sagt der, sieht ihm lange ins Auge und flüstert: „Ja, ja, wir beide — der Mohr und ich — Deubel noch mal, ja!“

Adversus naturam

Es kam der März, des Lenzes Wonne mild zu künden,
Und meiner Welt Verzweiflung trug die Hoffnung lind
zur Ruh.

Ich ging hinaus, ein zartes Veilchen mir zu finden
Und traf dich reif und schön, des Sommers blut'ge
Rose du!

Mit schirmend Daches Wärme unbekannt
Hächst schwer du süßen Duft —
Was sucht der Sommer in des Frühling's Land
Den Tod an rauher Luft?

Willst du in heißer Flammenblüte dem Nachtreif dich zum
Opfer geben?

Ich sehe weißen Todes Schnee auf rotem Leben! —
Wilfried Menger, Wiesbaden.

Mozart-Anekdoten.

(Nachdruck verboten.)

Wohl selten spiegelt sich die Persönlichkeit eines Genies so rein in der Anekdote wie die Mozarts, denn das Wesen dieses Meisters, so naiv und impulsiv wie die Natur selbst, bietet sich in diesen kleinen Zügen und Geschichten ganz ungezwungen und mit völliger Unmittelbarkeit dar. So fügt sich uns denn das lebendigste Bild dieses Musenliebblings aus den schlichten Erzählungen seiner Zeitgenossen zusammen, und die beste Biographie, die uns von seinem Erdenwandel berichtet, ist die Zusammenstellung der Urteile von Mitlebenden, wie sie Prof. Albert Leitzmann in einem soeben im Insel-Verlag erscheinenden Werk „Mozarts Persönlichkeit“ in sorgfältiger Textgestaltung und mit ausführlichen Erläuterungen veröffentlicht. Aus dem reichen Schatz geben wir hier einige wenig bekannte Anekdoten wieder. Schon der Knabe zeigte jene schlichte Sicherheit des Auftretens, wie sie nur das Bewußtsein des Genies verleiht. Als der kindliche Virtuose vor Kaiser Franz I. spielte, da scherzte der Kaiser mit dem „kleinen Hegenmeister“, es sei wohl keine so große Kunst zu spielen, wenn man auf die Klaviatur schaue, aber bei verdeckter Klaviatur, das wäre etwas. „Mozart war damit nicht in Verlegenheit gesetzt: er läßt sich die Klaviatur bedecken und spielt ebenso gut wie vorher. Auch dies sei noch nichts Besonderes, versetzte der Kaiser, wenn man mit allen Fingern spielt; aber mit einem einzigen zu spielen, das wäre erst Kunst! Auch diese Zumutung machte den Knaben nichts weniger als verlegen — er versuchte es mit Entschlossenheit auf der Stelle und spielte zur Verwunderung mehrere Stücke auf die Art mit Nettigkeit aus . . .“ Als er sich zum Klavier setzte, um ein Konzert zu spielen, und der Kaiser bei ihm stand, sagte Mozart: „Ist Herr Wagenheil nicht hier? Der versteht es.“ Wagenheil kam, und der kleine Virtuose sagte: „Ich spiele ein Konzert von Ihnen, Sie müssen mir umwenden.“ An diese Szenen am Kaiserhof erinnerte später den jung-verheirateten Meister Kaiser Joseph. „Mozarts Gattin hatte einen Hund, der ihr sehr zugetan war“, so berichtete 1799 die Allgemeine musikalische Zeitung über dies kuriose Zusammentreffen des Komponisten mit dem Kaiser. „Auf einem Spaziergange im Augarten schwatzten die beiden Gatten über das treue Tier, und sie sagte: „Tue einmal, als wenn du mich schlägest; er wird garstig auf dich zu-

fahren!“ Indem Mozart den guten Rat befolgte, trat der menschenfreundliche Kaiser Joseph aus seinem Sommerhaus: „Ei, ei! Drei Wochen erst verheiratet, und schon Schläge?“ Mozart erzählte ihm den Zusammenhang, und der Kaiser lachte. In der Unterredung, welche Joseph nun fortführte, fragte er Mozart: „Erinnern Sie sich noch der Anekdote mit Wagenheil? und wie ich Violin spielte und Sie unter den Zuhörern im Vorzimmer bald „Pfui, das war falsch!“ bald „Bravo!“ riefen?“ Mozart, dem man so oft Untätigkeit vorgeworfen hat, war eigentlich immer mit seinen Kompositionen beschäftigt. Das kam in einer merkwürdigen Unruhe zum Ausdruck. „Selbst wenn er sich in der Frühe die Hände wusch, ging er dabei im Zimmer auf und ab, blieb nie ruhig stehen, schlug dabei eine Ferkel an die andere und war immer nachdenkend.“

Bei Tische nahm er oft eine Ecke seiner Serviette, drehte sie fest zusammen, fuhr sich damit unter der Nase herum und schien in seinem Nachdenken nichts davon zu wissen, und öfters machte er dabei noch eine Grimasse mit dem Munde. Auch sonst war er immer in Bewegung mit Händen und Füßen, spielte immer mit etwas, z. B. mit seinem Chapeau, Taschen, Uhrband, Tischen, Stühlen gleichsam Klavier.“ Während er als passionierter Spieler sich dem Kegeln oder dem Billard hingab, komponierte er. So schuf er beim Kegelspiel in dem vor der Stadt gelegenen Garten seines Freundes Duschek mehrere Stücke des „Don Juan“. „Wenn die Reihe des Spiels ihm traf, stand er auf; allein, kaum war dies vorüber, so arbeitete er sogleich wieder fort, ohne durch Sprechen und Lachen derer, die ihn umgaben, gestört zu werden.“ Ebenso beim Billard Teile aus der „Zauberflöte“. „Man bemerkte einige Tage lang, daß er während dem Spielen ein Motiv ganz leise für sich mit „hm hm hm“ sang, mehrmals, während der andere spielte, ein Buch aus der Tasche zog, flüchtige Blicke hineinwarf und dann wieder fortspielte. Wie erstaunt war man, als Mozart auf einmal seinen Freunden in Duscheks Hause das schöne Quintett aus der „Zauberflöte“ zwischen Camino, Papageno und den drei Damen, das gerade mit demselben Motive beginnt, welches Mozart während des Billardspiels so beschäftigt hatte, auf dem Klavier vorspielte.“ Zum Ausführen von Bestellungen war freilich der Meister,

der nur dem Gebot seines Genius folgte, schwer zu bringen, und so mußte denn mancher, der etwas von ihm haben wollte, zur List greifen. Der Graf Pacht, der für seine Gesellschaftsbälle von Mozart einige Kontertänze erbat, lud deshalb den Komponisten eine Stunde zu früh zur Mittagstafel ein. „Sowie Mozart zur bestimmten Zeit erschienen war, ließ der Herr vom Hause sogleich die erforderlichen Schreibmaterialien bringen und drang aufs neue in ihn, seine Bitte für den Ball, der den folgenden Tag stattfinden sollte, zu erfüllen. Mozart, auf diese Weise in Anspruch genommen, setzte sich ohne weiteres zum Schreibepult und

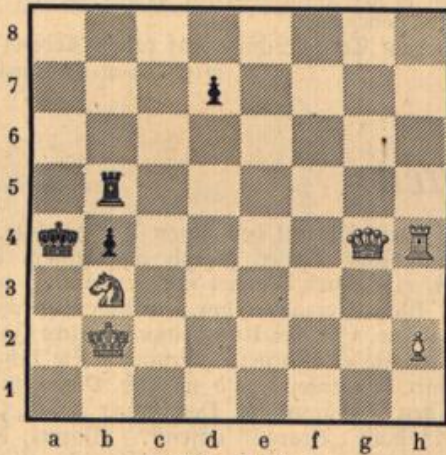
war in weniger als einer halben Stunde mit vier Conträtänzen für das große Orchester fertig.“ Ebenso machte es die Sängerin Duschek, die ihn in einem Pavillon ihrer Villa einsperrte und ihm erklärte, „daß er seine Freiheit nicht eher erhalten solle, als bis er die ihr versprochene Arie auf die Worte: „Bella mia fiamma, addio!“ geliefert haben würde. Mozart fügte sich, um sich aber zu rächen, brachte er in der Arie verschiedene schwierig zu intonierende Übergänge an und drohte der despotischen Freundin, daß er die Arie sogleich vernichten werde, wofern es ihr nicht gelingen sollte, dieselbe a prima vista fehlerfrei vorzutragen.“

Spiele und Rätsel.

Schach.

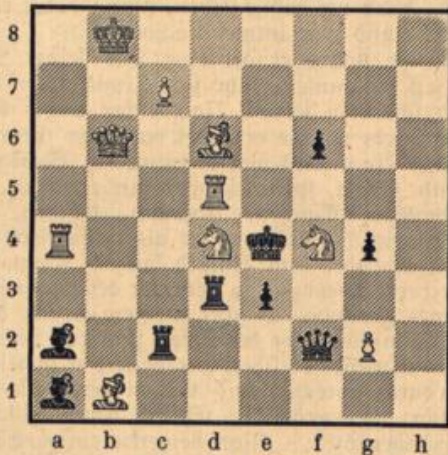
Alle für diese Rubrik bestimmten Zuschriften sind an die Redaktion des Wiesb. Tagblatts zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Verantwortlich R. Wedesweiler.

33. P. Orilmont.



Matt in 3 Zügen.

34. A. Ellermann.



Matt in 2 Zügen.

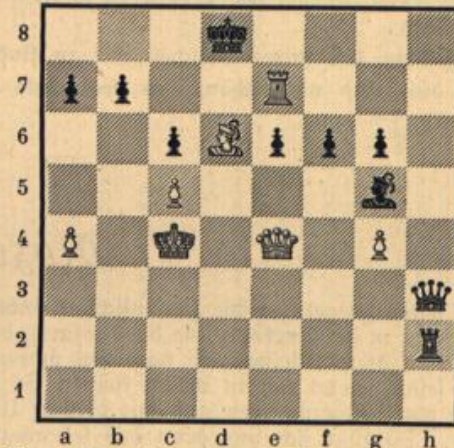
35. Skipworth.

Weiß: Kb3, Te2 e4, Lh4.
Schwarz: Kd3, Bd4, f3. (Matt in 2 Zügen.)

Der Dreizüger stand vor kurzem in der Tagl. Rundschau und fand dort den besonderen Beifall der Löser; der erste Zweizüger zeichnet sich, wie fast alle Kompositionen des bekannten Deutsch-Argentiniers durch reiche Figurenverwendung aus, wozu der andere Zweizüger einen reizvollen Gegensatz bietet.

Partiestellung Nr. 3.

In einer im Anfang Februar d. J. im Kaffee Maldaner zwischen zwei hiesigen starken Spielern gespielten Partie kam es zu folgender Stellung:



Weiß am Zuge konnte schnell und elegant gewinnen; übersah aber seinen Vorteil, machte einen schwachen Zug und verlor. Welches ist der Gewinnzug für Weiß?

Partie Nr. 9.

Weiß: Dr. Tarrasch (ohne Dame); Schwarz: N. N.
1. e2-e4 e7-e5; 2. f2-f4, d7-d6; 3. d2-d3, f7-f5;
4. Sb1-c3, f5xe4; 5. d3xe4, a7-a6; 6. f4xe5, d6xe5;
7. Sg1-f3, Lf8-b4; 8. Lc1-g5, Dd8-d6? 9. Ta1-d1,
Dd6-g6? 10. Td1-d8, Ke8-f7; 11. Lf1-c4+, Dg6-e6;
12. Sf3xe5#.

Lösungen:

Nr. 27: 1. Db8, Kd2; 2. Db3, 1, Kf3, f1;
2. Dh2. Nr. 28: Dd7. Nr. 29: Le7.

Richtige Lösungen sandten ein: Die Herren F. S., A. D1., zu allen Aufg., Herr A. Seber zu 28. und 29. — Zu Nr. 25 und 26 sandte richtige Lösungen noch Herr P. J.

Briefkasten: Herr M. D. und P. J.: Bei Nr. 24 scheidert 1. Se7 an La3xe7. — Die Lösungen müssen innerhalb 4 Wochen nach Erscheinen der betr. Schachnummer eingehen.

Bilder-Rätsel.



Auflösung des Rätsels in Nr. 3.
Scharade: „Lebensmittel.“